

## Tagungsbericht Regionalforum Erfurt

### 14. Oktober 2020, Kultur- und Bildungszentrum Jüdische Landesgemeinde Thüringen

*Beim Regionalforum Erfurt, zu dem die Deutsche Gesellschaft e.V. am 14. Oktober 2020 in Präsenz eingeladen hatte, befassten sich die Podiumsgäste mit jüdischem Leben in Thüringen, jüdischen Identitäten zwischen Selbstbestimmung und Fremdwahrnehmung sowie mit der Bekämpfung von Antisemitismus. Die Moderation der Veranstaltung übernahm **Susann Reichenbach**, Mitteldeutscher Rundfunk.*

Nach der Begrüßung durch **Prof. Reinhard Schramm**, Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen, tauschten sich *Schramm*, **Alexander Nachama**, Landesrabbiner der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen und **Prof. Dr. Jascha Nemtsov**, Pianist und Musikwissenschaftler an der Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar sowie dem Abraham Geiger Kolleg Potsdam, in der **ersten Gesprächsrunde** über **Jüdisches Leben in Thüringen** aus.

*Nachama* und *Nemtsov* berichteten, dass jüdisches Leben in Thüringen sichtbar sei – durch alte und neue Synagogen oder auch durch die Verankerung jüdischen kulturellen Lebens, wie es beispielsweise mit dem Lehrstuhl für jüdische Musik in Weimar gelungen sei. Mit Blick auf die 900-jährige Geschichte jüdischen Lebens in Thüringen, betonte *Schramm* jedoch, dass die aktuelle Vielfalt jüdischen Lebens nicht mehr dieselbe wie vor 1933 sei. *Nachama* zufolge hätten viele der in Deutschland lebenden Jüd\*innen keinen religiösen Bezug, aber insbesondere an Festtagen oder bei Todesfällen suchten einige doch die Nähe zur jüdischen Gemeinde. Als junger Landesrabbiner versuche er deshalb, „die Gemeindemitglieder da abzuholen, wo sie sind“ – das bedeute, nicht gleich vorauszusetzen, dass diese jede Woche in die Synagoge kämen, sondern mit Verständnis und Empathie für die jeweilige Lebenssituation zu reagieren. Darüber hinaus setze er sich dafür ein, dass auch Angebote für Kinder sowie junge Jüd\*innen geschaffen würden. In der Zusammenarbeit mit den Kirchen erlebten *Schramm* und *Nachama* eine positive Entwicklung.

*Nemtsov* stellte heraus, dass auch unreligiöse Jüd\*innen eine starke jüdische Identität haben könnten. Er persönlich sehe seine Aufgabe als Musikwissenschaftler darin, die Studierenden darüber aufzuklären, dass jüdische Musik einen Teil der jüdischen Kultur darstelle und zum Verständnis des Judentums im Allgemeinen beitragen könne. Gesellschaftlich habe er die Erfahrung gemacht, dass vermeintlich an einem Dialog mit Jüd\*innen Interessierte sich oftmals antisemitisch äußerten, sobald das Thema Israel zur Sprache komme. Auch aus dem Publikum kam die Einschätzung, dass es sich bei Kritik an Israel oftmals um verschobenen Antisemitismus handele.

Bevor die erste Gesprächsrunde geschlossen wurde, beantworteten die drei Podiumsgäste aus dem Publikum kommende Fragen zu orthodoxem Judentum, zur „Opferrolle“ und – mit Bezug auf Hannah Arendt – zum Umgang mit Vorurteilen. *Schramm* sprach sich hinsichtlich des Umgangs mit Vorurteilen dafür aus, sich diesen direkt entgegenzustellen, wenn sie falsch seien und im Allgemeinen das „Anderssein als Bereicherung zu empfinden und nicht als Störung“. Statements aus dem Publikum verdeutlichten abschließend, dass eine präsen- te und

integrierte jüdische Gemeinde einen wichtigen Platz in der demokratischen Gesellschaft einnehmen und es ohne sie in Deutschland kein würdiges Anknüpfen an Jahrhunderte deutscher Geschichte geben könne.

Das **zweite Podiumsgespräch** widmete sich dem Thema **Jüdische Identitäten zwischen Selbstbestimmung und Fremdwahrnehmung**. Die Autorin **Lena Gorelik**, die Regisseurin **Sharon Ryba-Kahn** und die Referentin der Verbandsentwicklung der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V., **Laura Cazés**, schilderten die Sicht junger Jüdinnen auf diese Thematik.

Die Frage, was es für sie selbst bedeutet, jüdisch zu sein, beantworteten die drei Frauen unterschiedlich. *Ryba-Kahn* legte dar, dass sie in Deutschland als Jüdin immer in Beziehung zur Geschichte stehe und egal, wo sie hinschaue, auch immer daran erinnert werde. Für den gesellschaftlichen Dialog wünsche sie sich, dass auch das Gegenüber im Gespräch die Verantwortung übernehme, diese Verbundenheit durch die deutsche Geschichte anzuerkennen. *Gorelik* betonte, sie sehe sich selbst im Alltag nicht oft als Jüdin in dem Sinne, dass sie darüber nachdenken jüdisch zu sein. Zuschreibungen erfolgten vielmehr von der Gesellschaft. *Cazés* ergänzte, dass in diesem Land eine Erwartungshaltung an jüdische Personen bestehe, sich selbst als solche sichtbar zu machen und sie kritisierte, dass die Fremdwahrnehmungen von Jüd\*innen in Gesellschaft und Medien oftmals extrem aufgeladen seien vom Nahost-Konflikt, von der Schoah, vom Thema Antisemitismus und von der theologischen Frage der Religion.

Die Gesprächspartnerinnen hingegen vermittelten ein plurales Verständnis vom Judentum, das über die aus der Außenperspektive vollzogene Assoziation des Judentums als Religion hinausging. *Cazés* führte aus, dass das Judentum als Bezugspunkt und Klammer für viele jüdische Menschen an die Stelle trete, an der oftmals die Vorstellung von Heimat stehe. Die Frage nach der religiösen Zuwendung sei allerdings eine private Entscheidung und werde individuell getroffen.

**Dr. Marco Helbig** vom Kultur- und Begegnungszentrum Ariowitsch-Haus e.V. gab in seiner **Projektpräsentation „Rap Against Hate!“** Einblicke in seine Arbeit, ein interkulturelle Musikprojekt gegen Sexismus, Rassismus und Antisemitismus, das sich an Schüler\*innen, Lehrer\*innen sowie Personen in Strafvollzugsanstalten richtet. Der **dritte Teil** des Regionalforums behandelte das Thema **aktiv und kreativ gegen Antisemitismus**. Im Anschluss daran diskutierten *Helbig*, **Stephan J. Kramer**, Präsident des Amtes für Verfassungsschutz Thüringen und **Marina Chernivsky** vom Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment/Beratungsstelle OFEK e.V. über weitere Ansätze, Antisemitismus zu bekämpfen.

*Kramer* äußerte, dass Jüd\*innen in Deutschland sehr sicher seien – es gebe allerdings genügend Anlässe, sich um diese Sicherheit Sorgen zu machen, denn auch in Erfurt habe es schon Anschläge gegeben und es komme regelmäßig zu antisemitischen Sachbeschädigungen, Pöbeleien oder Anfeindungen. Alltägliche Dinge wie beispielsweise das Erleben von Unwissen und fehlender Rücksichtnahme gegenüber jüdischen Feiertagen veranlassten ihn persönlich dazu, darüber nachzudenken, wie viel Verständnis überhaupt gegenüber dem Judentum und der jüdischen Religion in der Gesellschaft herrsche und wie angekommen Jüd\*innen seien.

Für den Verfassungsschutz habe es laut *Kramer* lange Zeit keine Rolle gespielt, ob speziell Antisemitismus überhaupt eine Aufgabe für ihn sei – vielmehr habe man sich dem Thema in der Vergangenheit immer über die Beschäftigung mit Rechtsextremismus, Linksextremismus oder Islamismus genähert. Das habe sich allerdings seit ein paar Jahren geändert und so seien viele Berichte und Analysen zum Thema Antisemitismus angefertigt worden. Dennoch habe er den Eindruck, dass es gesellschaftlich wenig Fortschritt bei der Bekämpfung von Antisemitismus gebe. Dem Hass in der Gesellschaft, der auch andere Minderheiten treffe, könne nur entgegengewirkt werden, indem die Menschen solidarisch miteinander seien und sich zu einer vernünftigen Menge zusammenfänden, die laut und deutlich Position beziehe.

*Chernivsky* machte deutlich, dass sie die Forschung zum Thema Antisemitismus für unzureichend hält und diese im pädagogischen Bereich wenig bringe. Die Folge seien Leerstellen im Forschungs- und Bildungsbereich und in allen anderen Bereichen öffentlichen Lebens, die Berührungspunkte mit dem Thema Antisemitismus förderten. *Chernivsky* kritisierte zudem, dass Entscheidungsträger\*innen sich nicht die Fragen gestellt hätten, was Jüd\*innen fühlen, was sie erleben und wie es ihnen nach der Shoah, auch als transgenerationellem Trauma gehet. In der Nachkriegsgesellschaft seien Einstellungen und Ressentiments gegenüber Jüd\*innen nicht einfach verschwunden, sondern sie manifestierten sich in Strukturen und Institutionen und seien auch heute noch im System vorhanden. Ansätze gegen Antisemitismus richteten sich oft nur an Jugendliche, die nicht in erster Linie Träger\*innen des Problems seien, da sie dieses in einer Erwachsenenwelt antizipierten. Durch Begegnungspädagogik, Zeitzeugengespräche und Gedenkstättenbesuche, die wichtig seien, werde gelehrt, wie Jüd\*innen sind und „was sie so machen“. *Chernivsky* betonte jedoch, dass dies nicht das Wesentliche sei – vielmehr sollte darüber nachgedacht werden, wie in der Gesellschaft über Jüd\*innen gedacht und gesprochen werde und es solle damit begonnen werden, jüdische Erwachsene und Kinder endlich im System mitzudenken. Der Frage, wie mit Antisemitismus umgegangen werden solle, müssen sich dann auch die nicht-jüdischen Menschen und vor allem die Entscheidungsträger\*innen stellen. Der Ansatz des Kompetenzzentrums für Prävention und Empowerment, für das *Chernivsky* tätig ist, setze daher auf professionsbezogene Sensibilisierung und Qualifizierung von Erwachsenen, damit diese dazu in der Lage seien, mit professionellem Verständnis und mit Kompetenzen zu agieren.

*Helbig* nannte als Motivation, warum er sich in Schulen gegen Antisemitismus einsetzt, dass er den Schülerinnen und Schülern die Normalität des Pluralismus vermitteln wolle. Wie auch *Kramer*, erhoffe er sich, dass die Menschen in der Gesellschaft wieder neugierig aufeinander werden und sich austauschten. Am Ende der Podiumsdiskussion waren sich die Podiumsgäste darüber einig, dass insbesondere Sprache beim Thema Antisemitismus in vielerlei Hinsicht eine große Rolle spiele.